

Hugo Hamilton

Die redselige Insel

Irishes Tagebuch

*Aus dem Englischen von
Henning Ahrens*

Sammlung Luchterhand

*Dieses Irland gibt es.
Und sollte man dorthin reisen
und es nicht finden, dann hat man
nicht gut genug hingeschaut.*

Inhaltsverzeichnis

- 1 Die redselige Insel 9
- 2 Die Stadt der ewigen Jugend 21
- 3 Mayo – God help us 30
- 4 Die reizendsten Menschen der Welt 38
- 5 Skelett einer menschlichen Siedlung 47
- 6 Ambulanter politischer Zahnarzt 55
- 7 Porträt einer irischen Stadt 66
- 8 Gut möglich 77
- 9 Betrachtungen über den irischen Regen 85
- 10 Das Mädchen mit den Augen von Vivien Leigh 90
- 11 Wenn Seamus einen trinken will 95
- 12 Blick ins Feuer 101
- 13 Der reglose Mann in der Camden Street 106
- 14 Der neunte Händedruck von Thomas D. 111
- 15 Der Ring von Marie Antoinette 121
- 16 Der Suppenkessel von Dugort 134
- 17 Redensarten 143
- 18 Abschied 151

Die redselige Insel

Ich wusste, dass ich eine Grenze überschritt. Ich flog über die Irische See zurück, nachdem ich einer Einladung gefolgt war und auf einer Konferenz in Oxford einen Vortrag über meine deutsch-irische Kindheit in Dublin gehalten hatte. Vermutlich habe ich immer schon in jenen stauartigen Grenzbereichen der Kultur gelebt, wo alles fremd und vertraut zugleich ist. Ich stehe mit einem Fuß in Irland und mit einem in Deutschland, bin in beiden Ländern sowohl ein Fremder als auch ein Einheimischer. Man hat mir vorgeworfen, wie ein Kaninchen in beiden Richtungen über die Grenze zu flitzen und unterschiedslos die Worte »wir« und »uns« zu gebrauchen. Als kleiner Junge zog ich einmal eine Linie auf dem Küchenfußboden und verkündete meiner Mutter, auf dieser Seite sei Irland, auf jener Deutschland. Sie lachte und meinte, auf diese Weise dürfe ich das Haus nicht teilen, denn wie solle sie sonst ihren Kuchen backen? Gut möglich, dass es heutzutage ähnlich schwerfällt, die Grenze zwischen Nationen zu ziehen, zwischen Kulturen, zwischen verschiedenen Arten von Zuhause und Zugehörigkeit. Gut möglich, dass ich nur in meinem Kopf eine Grenze überschreite, doch ich spüre es jedesmal. Noch bevor das Flugzeug zur Landung in Dublin ansetzte und man uns aufforderte, den Sicherheitsgurt zu schließen, spürte, hörte und sah ich, dass ich eine unsichtbare Linie überquerte. Ich war wieder im redseligen Land. Genau das lässt die Menschen hier aufleben.

In Irland ist man ein Niemand, wenn man nicht redet oder wenn nicht über einen geredet wird oder wenn man nicht jemandem zuhört, der über einen anderen redet.

Die Straßen waren voller Menschen, die bunte Hemden trugen und Flaggen und Banner schwenkten. Es war der Tag des nationalen Finales im Hurling, diesem uralten, gälischen Spiel, dem schnellsten Feldspiel der Welt, und Cork spielte gegen Galway. Die Bürgersteige quollen über von Menschen, und da der Verkehr auf den verstopften Straßen nur langsam vorankam, beschloss ich kurzerhand, den Taxifahrer zu bezahlen und auszusteigen. Ich zog den Koffer hinter mir her zu Fagan's Bar, weil ich hoffte, dort noch eine Karte zu bekommen.

»Aussichtslos«, sagte man mir. »Alle Welt versucht, noch Karten zu kriegen.«

Ich war wirklich von hoffnungslosen Optimisten umgeben. Immer wieder traf ich auf Leute, die nur mit den Schultern zuckten und erwiderten, sie bräuchten selbst noch eine Karte. Sogar die Türsteher, die im schwarzen Anzug draußen vor den Pubs standen, versuchten zu helfen. Eine Schar Mädchen aus Galway, alle in weinroten T-Shirts, fragte mich, ob mein Koffer voller Karten sei. Ein Mann in roter Kleidung, auf dessen Brust die Worte »Volksrepublik Cork« prangten, lachte und sagte, zu Hause habe er noch einen ganzen Berg Karten. Wenn eine kurz in irgendeiner Tasche zu sehen war, schossen die Menschen von allen Seiten auf den glücklichen Besitzer zu, um ihn zu fragen, ob er sich nicht vielleicht doch von dem wertvollen Stück Papier trennen mochte. Die Leute tranken Bier, unterhielten sich über den dichten Verkehr auf dem Weg nach Dublin, trafen feste Verabredungen für nach dem Spiel. Mädchen lachten wie Jungen, Männer

kreischten wie Mädchen und stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen in die Seite, als könnten sie den Anpfiff nicht erwarten. Manche Leute sagten das Ergebnis voraus, andere rannten in letzter Minute noch einmal aufs Klo, wieder andere sammelten Geld für Asthmaforschung oder für die RosSPORT Five. Ein alter Mann mit der Miene eines Heiligen hielt ein Plakat mit der Aufschrift »Wer hat eine Karte für einen treuen Fan?« hoch. Und mitten im Aufruhr teilte eine junge Frau mit einem Kinderwagen die Menge wie ein Krankenwagen, dessen Sirene unablässig »Sorry, sorry« heult.

Weiter oben auf der Straße traf ich zwei Männer, die um das feilschten, was allem Anschein nach die letzte Karte auf Erden war. Einer von beiden sauste los wie von der Tarantel gestochen, und der Schwarzhändler hob beide Hände. Ich war zu spät gekommen.

»Tut mir leid«, sagte er. »Er ist gerade unterwegs zum Geldautomaten.«

Als ich ihn fragte, wieviel er für die Karte haben wolle, witterte er die Chance, blanken Opportunismus zu zeigen. Die Gier war mir offenbar ins Gesicht geschrieben.

»Kommt darauf an, wer das meiste bietet«, sagte er geschäftsmäßiger.

Er war bereit, mir die Karte vor der Rückkehr des anderen Interessenten zu einem noch höheren Preis zu verkaufen. Doch ich schüttelte den Kopf. Wie konnte ich einem Mann, der schon einem Preis zugestimmt hatte und gerade vom Geldautomaten zurückkam, dieses einmalige Glück vor der Nase wegschnappen? Der Schwarzhändler wurde urplötzlich zur ehrlichen Haut und sagte, er könne mir die Karte nicht vor der Nase des anderen Kunden verkaufen, das wäre unfair.

Die Iren sind schon immer Weltmeister im Reden und Teetrinken gewesen, sie rauchen wie die Schlote, schütten Unmengen von Alkohol in sich hinein, und ihr Drogenkonsum ist auch nicht von schlechten Eltern. Der Kaffee ist für sie wie ein neuer Glaube, das Einkaufen wie ein neuer Roman, aber vor allem sind sie seit jeher Helden des Opportunismus gewesen. Die Geschichte hat die Iren gezwungen, immer auf ihr Glück zu vertrauen. Irland ist möglicherweise das einzige Land, in dem die nationale Eigenart, blindlings sein Glück zu versuchen, die Stagnation von einem Tag auf den anderen in Innovation verwandelt hat und Verzweiflung und Korruption in blühendes Unternehmertum umschlagen ließ, das einzige Land, in dem ein ehemaliges Staatsoberhaupt eine Verleumdungsklage gegen eine Londoner Zeitung gewann, die ihn als *gombeen man* bezeichnet hatte – ein unnachahmliches irisches Wort für einen Geldverleiher, einen bauernschlauen Abzocker aus der Provinz. Irland stellte eine Ausnahme innerhalb der europäischen Sozialordnung dar, denn Armut galt ebensowenig als Schande wie Reichtum oder wenigstens als etwas, worüber man nicht sprach. Irland mag immer schon die redselige Insel gewesen sein, aber zugleich war es auch immer die schweigsame Insel, eine Insel, auf der man über bestimmte Dinge nicht sprach, eine Insel, auf der man die Probleme totschwieg. In Irland galten Armut und Auswanderung als Naturkatastrophen, auf die man genausowenig Einfluss hatte wie auf das Wetter. Irland war eine Insel ohne Planungsvorgaben, und deshalb wurde die Landschaft zu einer Brache, die jeder, der genug Mut hatte dazubleiben, für sich beanspruchen und ausbeuten konnte. Die Menschen wurden so besessen von Land und Heimatgefühl, dass sie das Interesse an ihrem

eigenen Erbe verloren. Sie haben die Vergangenheit benutzt, und nun möchten sie sie vergessen. Sie haben die Selbstverleugnung gegen die Selbstverliebtheit eingetauscht, wie der Soziologe Tom Inglis meint, den Patriotismus gegen die Besitzgier. Irland pflegt ein Image der Naturverbundenheit, aber die Natur bleibt ein Hindernis für den Fortschritt. Vielleicht erklärt dies, warum dieses kleine Land mit seiner entbehreungsreichen Geschichte inzwischen so fest an die vom Menschen geschaffene Umwelt glaubt und in einem weltweit fast einmaligen Maße vom Auto abhängig ist. Die Wirtschaft blüht zwar, aber die Kluft zwischen Reich und Arm ist genauso breit wie immer.

Irland: Eine Nation von Schwarzhändlern? Das wäre natürlich etwas übertrieben. Wahr ist aber, dass sich die Iren verändert haben. Früher waren sie ein Volk, das von seiner Phantasie lebte, von seinen geistigen und seelischen Werten, vom Geschichtenerzählen und von milden Gaben der EU. Heute hat sich die Phantasie der Iren auf materielle Werte verlagert, und die Geschichten, die sie einander erzählen, sind häufig solche, die von multinationalen Konzernen wie Sony oder Debenhams erfunden worden sind. Heute sind die Iren die großen, unverbesserlichen Optimisten Europas, sie sind glückliche Kapitalisten, die mit ihren Kreditkarten Amok laufen und alles kaufen und verkaufen, was ihnen unter die Augen kommt. Die geniale »Geizigil«-Methode der Fahrpreisrabatte und Billigreisen ist hier erfunden worden. Angeblich hat man niemals das Gefühl, dass es ernsthaft zur Sache geht, wenn man mit Iren verhandelt, weil diese das Geschäftliche stets durch den Kakao ziehen und ihm einen scherzhaften Anstrich geben. Aber genau darum sind viele Iren über Nacht zu

Millionären geworden, die alle Taschen voller Geld haben, wie man so schön sagt. Irland ist heute eine mustergültige Gesellschaft der Besitzenden, die weder Bedauern noch Skrupel kennen. Andererseits entschädigen sich die Iren immer noch für jahrhundertlange Armut und Unterdrückung. Wer wollte es ihnen da verübeln, wenn sie jetzt ihren neuen Reichtum zum Fenster hinauswerfen, und sei es für protzige Produkte oder Fastfood? Heutzutage braucht jeder irische Haushalt einen Sandwichtoaster und ein Bräunungsstudio, einen Whirlpool und ein Himmelbett. Die Iren haben immer auf Mitleid gespielt, immer darauf gepocht, dass sie ein Volk sind, dem im Laufe seiner Geschichte viel Leid angetan worden ist. Sie wurden von abstrakten Kräften beherrscht, von Fremden und von Hungersnöten, von Auswanderung, Isolation und fehlenden Bodenschätzen. Sie sind ein Volk, das eine Verschnaufpause redlich verdient hat. Inzwischen gelten diese alten Ausreden aber nicht mehr, und außerdem ist das, was einem früher einmal angetan wurde, immer nur halb so schlimm wie das, was man sich selbst antut. Die Iren genießen ihre neue materielle Freiheit, aber ich frage mich manchmal, ob sie wissen, was sie sich damit antun.

Gut möglich, dass ich zuviel in den Charakter eines Schwarzhändlers hineinlas. Der eigentliche Opportunist war ja ich, denn ich hatte testen wollen, ob dieser Mann vor dem Croke-Park-Stadion noch eine Karte hervorzubringen konnte. Der Verkehr stand so gut wie still. Die Läden machten einen riesigen Umsatz mit Wasser, Sandwichs und Pfefferminzbonbons. In den roten Backsteinhäusern lehnten sich die Menschen aus den Fenstern, um von oben die wimmelnde Menge zu betrachten. Die Schiebefenster wurden auf abenteuerliche Art durch eine Flasche

Sonnenblumenöl oder eine Bierdose gehalten, damit an diesem heißen Septembernachmittag ein bisschen frische Luft in die Zimmer kam. Als der Schwarzhändler schließlich doch noch eine Karte aus der Tasche zog, wollte er mir weismachen, dass er nie mehr jemanden abzocken werde, also, anders gesprochen, kein *gombeen man* sei, und ich musste ihm zwei englische Zehn-Pfund-Scheine extra in die Hand drücken, weil es sich wirklich und wahrhaftig um die letzte Eintrittskarte auf Erden handelte.

Sekunden später war ich unterwegs zum Stadion. Ich tat so, als wäre ich ein echter Fan, obwohl ich einen Koffer hinter mir herzog, der sich für viele Passanten als Stolperfalle erwies. Ich hätte ihn am liebsten irgendwo abgestellt, aber in den Pubs wollte man keine Verantwortung dafür übernehmen, und in den Läden war kein Platz. Wieder schüttelten alle nur mit dem Kopf, aber schließlich fand ich eine Reinigung, und dort erklärten sich zwei philippinische Mädchen freudig bereit, bis zum Ende des Spiels auf den Koffer aufzupassen. Sie wollten nicht einmal Geld dafür. So war ich am Ende doch noch ein echter Fan und schlüpfte durch das knirschende Drehkreuz in die Hogan-Kurve des Croke-Park-Stadions, in dem es nur Sitzplätze gab und das Rauchen streng verboten war.

Ringsumher saßen die Glücklichen: Männer, Frauen und Kinder, über achtzigtausend Menschen, die alle gleichzeitig redeten, Süßigkeiten verteilten, Witze rissen, sich über drei Sitzreihen hinweg unterhielten und sich über sechs Reihen hinweg Beleidigungen an den Kopf warfen. Jeder hatte seine Pose, seinen Akzent, einen bunten Cowboyhut, einen Schal, eine Fahne oder ein Armband aus Wolle. Jeder taxierte jeden, jeder stopfte jedem das Maul, lauschte dem hellen Klang der Triangel des Blas-

orchesters, wartete darauf, dass der irische Staatspräsident auf den roten Teppich trat und den Spielern die Hand gab.

»Für wen bist du?« fragte mich mein Sitznachbar. Er wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte, ob ich für Galway und damit auf seiner Seite war. Er sah mich so misstrauisch an, als wäre einem neutralen Zuschauer nicht zu trauen. Männer, die in letzter Minute eintrafen, schauten sich um und sagten: »Wo sind wir denn hier gelandet? Gott steh uns bei, die sind ja alle aus Cork.« Einer von ihnen zeigte auf mich und meinte aus Spaß, ich sei wohl ein Typ aus Cork in Verkleidung, was meinen Nachbarn noch misstrauischer machte. Dann beugte sich eine Frau vor, die drei Plätze weiter saß, und fragte, ob ich mit Eleanor Murphy verwandt sei. Eleanor Murphy, nein, nicht dass ich wüsste. Ich schüttelte den Kopf, und sie sah mich so scharf an, als wäre ich ein Lügner.

»Darf ich Sie etwas fragen?« sagte sie.

»Natürlich.« Ich nickte.

»Wo haben Sie die Eintrittskarte her?«

Da kam ich mir plötzlich vor wie ein Hochstapler. Im Angesicht von zweiundachtzigtausend Fans, die gekommen waren, um sich das ausverkaufte Finale dieses zählbaren Amateur-Sports anzuschauen, musste ich gestehen, einem Schwarzhändler die letzte Karte auf Erden abgekauft zu haben.

»Genau das habe ich mir gedacht«, sagte sie lächelnd.

Doch sie machte mir keinen Vorwurf daraus, sondern verstand sehr gut, was jemanden zu einer solchen Verzweiflungstat treiben konnte. Sie erklärte mir, dass sie die Karten für diese ganze Sitzreihe verwaltet habe. Sie seien Mitglieder eines kanadischen Hurling-Clubs, und meine

Karte sei an eine Frau namens Eleanor Murphy verkauft worden, die »bei Gott« geschworen habe, es sei ein Geschenk für ihren Neffen, einen völlig hurlingverrückten Jungen, aber wie sich nun zeige, habe sie die Karte »schändlicherweise« verkauft, um einen Gewinn zu machen, und damit das Spiel verraten. Sie dankte mir für meine Mithilfe bei der Aufdeckung eines schlimmen Betrugs.

Der Lärmpegel stieg, und endlich begann das Spiel. Ich fragte mich, ob meine heimliche deutsche Hälfte die Regeln richtig verstand. Auf einen halben Ausländer wirkte das Spiel wie die Abart eines Kampfsports, bei der die Spieler, von denen manche Helme mit Schutzgitter trugen und manche nicht, mit Holzstöcken den Ball oder *sliotar* vom Rasen auflasen und quer über das Feld knüppelten. Immer, wenn der Schläger den Ganzlederball mit der Wucht eines Gewehrschusses durch die Luft sausen ließ, ertönte ein Klacken, und der Spieler erbebt von den Armen über die Rippen und Beine bis in die Zehen. An der Seitenlinie standen Helfer mit Dutzenden von Ersatzstöcken bereit, falls ein Spieler seinen Stock in die Luft reckte wie einen gebrochenen Arm. Ab und zu notierte der Schiedsrichter einen Namen wegen Foulspiels, aber wenn die Spieler einander mit den Schultern rammten oder wenn Blut floss, wenn man die Schläger kreuzte wie Schwerter oder jemand im Getümmel den Ball mit der Hand im Flug fing, war es fast unmöglich, zwischen fairem und unfairem Spiel zu unterscheiden. Der Trick an der Sache bestand offenbar darin, möglichst wendig zu sein, Haken zu schlagen und den Gegner mit der Intuition eines Hasen in die falsche Richtung rennen zu lassen, um dann mit dem Ball auf dem Schläger loszuspurten wie bei einem spontanen Lauf mit Löffel und Ei.

Immer wenn Cork punktete, brüllte der Mann hinter mir mit überschnappender Stimme: »HUR ... LING!« Wenn Galway einen Punkt machte, wedelte mein Nachbar mit dem Programm vor meiner Nase und sagte, der Spieler sei ein Genie und »trotzdem« zwanzig Jahre jung. In der Halbzeit, als der Spielstand fast ausgeglichen war, kam Sharon Shannon mit ihrem Akkordeon auf das Feld, um die Spannung mit einer Polka weiter anzuheizen. In der zweiten Halbzeit wurden die Zuschauer noch lauter, und als Galway ein Tor erzielte, standen alle im Stadion auf und brüllten und winkten wie verrückt. Männer trommelten mit den Füßen auf die Sitze. Der Mann neben mir küsste sein Programmheft. Ein Vater hielt seinen zwei Jahre alten Sohn hoch. Irgend jemand versuchte, »The West Awake« zu singen, doch seine Stimme ging im Gedröhne unter. Galway spielte mit großer Leidenschaft, aber am Ende hatte Cork die Nase vorn. Als der Schlusspfiff ertönte, ließen die Spieler ihre Schläger fallen, warfen die Gitterhelme in die Luft und fielen einander in die Arme. Menschen rannten auf das Spielfeld, um die Sieger anzufassen, sich Autogramme auf den Rücken schreiben zu lassen und die Spieler auf den Schultern zum Siegerpodest zu tragen.

Nach einer Reihe kurzer Ansagen erschien ein Priester, um den Pokal zu überreichen und einige gleichermaßen herzliche Worte an Sieger und Verlierer zu richten. Der Kapitän von Cork, Seán Óg Ó hAilpín, reckte den Pokal für die jubelnde Menge hoch und hielt, immer noch außer Atem, eine Rede in fließendem Gälisch. Die Frau, die mich als Hochstapler entlarvt hatte, sagte, obwohl er aus Cork sei, sehe er richtig gut aus. Damit hatte sie wohl recht, denn auf dem großen Bildschirm über den Zuschauern

sah ich, dass der Kapitän eine drei Zentimeter lange Duellnarbe oben auf der linken Wange hatte.

Draußen vor dem Stadion strömten die Menschen lachend und schwatzend an den Vorderfenstern der Häuser vorbei, und ihre Stimmen hallten bis in die Zimmer. Die Mädchen von den Philippinen wollten wissen, wer das Spiel gewonnen hatte. Die Pubs waren schon überfüllt, und die Leute sagten die Zahl der Pints voraus, die sie trinken würden. Ich hörte einen Mann sagen, er werde ein gewaltiges Steak killen. Ein anderer meinte, er werde ein »gottverdammtes« Sushi killen, alles, was essbar sei, sogar die Brust, die ihn ernähre. Leute trafen sich an Straßenecken, vor Bestattungsunternehmen, beim Take-away »Lady Luck«. Leute teilten per Handy mit, wo sie gerade waren, und überall gab es Zufallsbegegnungen von ehemaligen Schülern und Geliebten, Verwandten und Freunden, die einander seit Jahren nicht gesehen hatten und nun in den Straßen Dublins übereinander stolperten.

Ich ging an Fay's Dancing Shoes und der Zahnklinik vorbei in die Innenstadt. Auf einem Hausdach saßen Tauben, aufgereiht wie stumme, betrübt Hurling-Fans, und warteten auf die Reste, die man ihnen übrigließ. Als ich in die Gardener Street einbog und an der Kirche Saint Francis Xavier vorbeiging, wo noch alljährlich die Novene abgehalten wird, wurde mir bewusst, dass ich an diesem Tag nur einen Priester gesehen hatte, und zwar den, der in Croke Park den Pokal überreicht hatte. Nonnen hatte ich überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. All die Priester, die man vor fünfzig Jahren auf jeder Straße hatte sehen können und die jeden unterschiedslos mit »mein Kind« angeredet hatten, waren wie vom Erdboden verschluckt. Auch die treue Herde der Gläubigen, die beim Klang der

Angelus-Glocken auf der Straße spontan auf die Knie gefallen war, gab es nicht mehr. Wenn man noch Leute in schwarzen Anzügen sah, waren es die Türsteher vor den Dubliner Pubs. Die einzigen moralischen Instanzen, denen man noch vertrauen konnte, waren die Zeitungskolumnisten und Rockstars. Der Beichtstuhl war durch Radiosendungen ersetzt worden, bei denen man anrufen konnte. Das Land redete sich die Zukunft golden und hakte die Vergangenheit ab. Ich ging durch die letzte Enklave des irischen Katholizismus, vorbei am Marian Bed and Breakfast und am Fatima Bed and Breakfast, vorbei an den Läden für liturgische Geräte wie etwa den vielarmigen Kerzenhaltern aus Messing. Ich ging in eine Stadt hinein, die zur säkularen Welt bekehrt worden war.

Die Stadt der ewigen Jugend

Auf den Bürgersteigen Dublins herrschte dichtes Gedränge. Alle waren auf dem Weg zum Kino, in Bars und Restaurants, und man redete und lachte, umarmte einander und simste. In Dublin ist der Sonntagabend wie eine Theatervorstellung, ein großes Ereignis, so als müsste man das Leben noch ein letztes Mal so richtig auskosten, weil am nächsten Tag die Welt untergeht. Es scheint, als müssten die Iren an einem einzigen Abend noch einmal alle Freunde treffen und eine riesige Party feiern, bevor sie am nächsten Tag wieder den Faden des Alltags aufnehmen. In Europa ist Freundschaft eher wie ein Gärtchen oder wie eine gutgepflegte Balkonbepflanzung. Die Europäer geben sich große Mühe, eine Illusion von Raum und Privatheit zu schaffen, die Iren dagegen bemühen sich um eine Illusion von Intimität und Gemeinschaft. Ein Sonntagabend in Dublin gleicht einer tollen, neuen Freundschaft.

Privatsphäre wird hier nicht besonders hoch gehandelt, jedenfalls noch nicht. Allzu große Höflichkeit wird oft als Beleidigung betrachtet. Die Formalität von »Sie« und »Du« ist hier unvorstellbar. Die in Europa übliche Unterscheidung zwischen Kellnerin und Gast wird oft durch eine persönliche Anrede, manchmal sogar durch eine mütterliche Hand auf der Schulter aufgehoben. Manchmal hat die Vertraulichkeit hier fast etwas Chronisches. Auf der Straße schauen einem die Menschen mit unverhohlener Neugier direkt in die Augen. In den Bars wird man mit

freundlicher Aufdringlichkeit angesprochen. Angeblich scheuen die Iren vor körperlichen Berührungen zurück, aber mit Worten berühren sie einander, soviel steht fest. Sie schwelgen in unzähligen Versprechen. Sie loben alles in den Himmel und bedanken sich eine Million Mal. Komplimente setzen sie ein wie bewusstseinsverändernde Drogen. Alles ist super, phantastisch, cool, einfach klasse und absolut irre. Diese Eigenarten werden von den jungen Einwanderern aus Polen und anderen Ländern Europas inzwischen fröhlich nachgeahmt. Sie sagen, sie seien irischer als die Iren. Der Kellnerin erklärt man, dass das Essen himmlisch war. Den Taxifahrer feiert man wie einen Erlöser und stimmt ihm zu, wenn er sagt, der Verkehr sei eine Schande, ekelhaft, richtig ätzend. Selbst Dinge, die man eigentlich für selbstverständlich halten sollte, etwa der öffentliche Nahverkehr, sind plötzlich unglaublich und erstaunlich. Vielleicht ist Dublin genau deshalb eine so junge Stadt geblieben, die sich mit Verve der Kultur der ewigen Jugend und dem hingibt, was man *the craic* nennt.

Man hat die Straßen der Jugend überlassen. Wenn man nach einer kurzen Abwesenheit in diese Stadt zurückkehrt, erkennt man sie nicht mehr wieder. Keine andere Stadt in Europa scheint entschlossener gewesen zu sein, ihr Erscheinungsbild zu verändern. Dublin ist kosmopolitischer geworden, weniger isoliert, weltoffener. Es hat seine eigene Schwulenszene und sein eigenes Chinatown. In der Parnell Street gibt es die Polish Bar. Selbst Stringfellow's Lap-Dancing Club hat hier einen Laden eröffnet, der allerdings bald schließen musste, weil jeden Abend Katholiken mit Plakaten dagegen protestierten. In Conway's Bar, gegenüber vom Rotunda Maternity Hospital, feiern die Männer ihre frischgeborenen Babys immer



Hugo Hamilton

Die redselige Insel

Irisheses Tagebuch

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 160 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-630-62117-3

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: April 2007

Ein besonderes Buch zum 50jährigen Jubiläum des „Irisheses Tagebuchs“ von Heinrich Böll

Jahre nach Heinrich Böll begibt sich der deutsch-irische Schriftsteller Hugo Hamilton auf die Spuren des deutschen Nobelpreisträgers und bereist die Grüne Insel. Das Ergebnis ist einerseits eine raffinierte und kunstvolle Spiegelung des Böllschen Tagebuchs, die zeigt, wie vieles heute anders geworden und wie vieles sich dennoch gleichgeblieben ist. Und andererseits bietet der Blick des irischen Autors mit deutschen Wurzeln eine ganz besondere Perspektive, die mit ironischer Selbstkritik auf beide Seiten schaut und zu höchst vergnüglichen Erkenntnissen kommt.